

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementpreis pro Monat einschließlich Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung in der Expedition oder den Filialen 70 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage *Neue Welt* einschließlich Bringerlohn 90 Pfg., bei Selbstabholung 80 Pfg. — Durch die Post bezogen vierteljährlich 2.40 Mk., für 1 Monat 80 Pfg. (Bestellgeld vierteljährlich 42 Pfg., monatlich 14 Pfg.).

Redaktion: Tauchaer Straße 19/21.
Telegramm-Adresse: Volkszeitung Leipzig.
Telephon: 13693.
Sprechstunde: Wochentags 6—7 Uhr abends (außer Sonnabends).

Anserte kosten die gespaltene Petitzeile oder deren Raum 25 Pfg., bei Plavvorschrift 30 Pfg. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Preis für das Beilegen von Prospekten ist 3.50 Mk. pro Tausend für die Gesamtauflage, bei Teilaufgabe 4 Mk. — Der Betrag ist im Voraus zu entrichten. Schluß der Annahme von Inseraten für die künftige Nummer früh 6 Uhr.

Erscheint täglich nachmittags mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag, Expedition und Inseraten-Annahme: Leipzig, Tauchaer Straße 19/21, Postgebäude. Telephon: 2721.

Tageskalender.

Der Reichstag überwies die ostafrikanische Eisenbahnvorlage der Budgetkommission und begann die zweite Lesung des Hausarbeitsgesetzes.

Zur Verhütung der Metallarbeiterausperrung in Berlin sind von unbeteiligter Seite heute Vermittlungsverhandlungen eingeleitet worden.

Im englischen Parlament hielt der Minister des Äußeren Grey die lang erwartete Rede zur Marokkopolitik.

Es wird gemeldet, daß die Italiener die Absicht, die Dardanellen zu blockieren, aufgeben.

Die englische Gegenstrophe.

Leipzig, 28. November.

Die Rede Greys liegt nunmehr im Wortlaut vor. Der eigentliche Gegenspieler in der marokkanischen Schachpartie, der nicht Frankreich, sondern England war, hat gesprochen. Er hat in ruhiger Form die Dinge auseinandergesetzt, wie sie nach dem Wunsch des englischen Kabinetts die Welt sehen soll, und seine Worte klangen — das war von vornherein anzunehmen — in einen Akkord der Versöhnung und der Harmonie aller kapitalistischen Interessen aus.

Die Sozialdemokratie steht diesen Auseinandersetzungen, wenn auch selbstredend nicht unbeteiligt, so doch völlig unparteiisch gegenüber. Sie weiß, ihre Interessen werden weder von Riberlen noch von Grey verteidigt, und aus diesem Grunde hat sie auch keinen Anlaß, von der „Schuld“ für die Vergangenheit — soweit davon überhaupt die Rede sein kann — etwa dem Geschäftsträger der deutschen Bourgeoisie ein größeres Bündel aufzupacken, als dem der englischen Ausbeuterklasse. Einmal wäre damit gar nichts geholfen, und zweitens besteht die Aufgabe der Sozialdemokratie auf dem Gebiete der auswärtigen Politik keineswegs in der Schulmeistererei, den bürgerlichen Politikern gewissermaßen die Hefte zu korrigieren und ihnen Zensuren über „gute“ und „schlechte“ Politik zu erteilen. Diese kindliche Methode überläßt die Sozialdemokratie mit Vergnügen den bürgerlichen Demokraten oder Liberalen, oder auch den Alldeutschen, bei denen die Theorie von den „dummen“ oder „feigen“ oder „unfähigen“ deutschen Staatsmännern immer noch zur Erklärung für

das Mißgeschick der auswärtigen Politik Deutschlands herhalten muß.

Die Sozialdemokratie bekämpft die imperialistische Politik der kapitalistischen Staaten grundsätzlich, weil sie weiß, daß sie bei dieser Politik nicht Subjekt, sondern nur Objekt ist, weil diese Politik geführt wird mit den Knochen und den Pfennigen der Arbeiterklassen aller Länder, und weil drittens diese Politik, je schärfer sich die internationalen Gegensätze zuspitzen, eine immer größere Gefahr für den Weltfrieden bildet. In dieser Hinsicht bildet die Marokkoaffäre geradezu ein Musterbeispiel, die den Frieden mehr wie einmal an den Abgrund gedrängt hat, ohne daß die Nationen sich der furchtbaren Gefahr völlig bewußt wurden. Die Arbeiterklasse Deutschlands wie Englands wird auch aus der Rede Greys, über die noch mancherlei zu sagen sein wird, die Lehre schöpfen, daß nur die Eroberung der politischen Macht diesem gräueltvollen Spiel ein Ende bereiten kann. In seiner berückichtigten Guildhall-Rede vom 21. Juli beschwerte sich Lloyd George — mit Recht oder Unrecht — darüber, daß England in der auswärtigen Politik so behandelt werde, als ob es nicht mitzähle. Diese Rede hat die größte Erregung hervorgerufen. Nun wohl! Sorge auch das internationale Proletariat dafür, daß ein Gesellschaftszustand aufhört, in dem es in der auswärtigen Politik so behandelt wird, als ob es nicht mitzähle!

Und nun zur Rede Greys.

Nach einigen einleitenden Bemerkungen ging Grey mit folgenden Worten zur Sache selber über:

Der deutsche Staatssekretär des Auswärtigen Amtes hat bereits nicht eine vollständige, aber eine ausgedehnte Aufklärung über das gegeben, was in der Unterredung zwischen dem deutschen Votschaster in London und mir vorgegangen ist. Im diplomatischen Verkehr ist es sehr ungewöhnlich, einen Bericht über Unterredungen zu veröffentlichen, ohne vorher den anderen Teilnehmer zu befragen. In diesem Fall wußte ich nichts, bis ich den veröffentlichten Bericht zu lesen bekam. Wenn ich befragt worden wäre, so würde ich sicherlich keine Einwendung erhoben haben. Ich verstehe, daß die Anforderungen der Lage in Deutschland es unmöglich gemacht haben, daß ich vorher befragt wurde. Ich erhebe keine Beschwerde darüber, aber es wurde mir dadurch die Notwendigkeit auferlegt, aufzuklären, was nach meiner Ansicht dem Haus über den Anteil, den wir an der Angelegenheit haben, mitgeteilt werden muß.

Der deutsche Reichskanzler und der deutsche Staatssekretär des Auswärtigen Amtes haben bereits ein Mißverständnis erledigt. Man hat in einigen Kreisen angenommen, daß Deutschland gegen die französische Aktion, das heißt gegen den Marsch nach Fes überhaupt protestiert und daß Frankreich angesichts eines deutschen Protestes auf dem Marsch bestanden habe. Die deutsche Regierung hat dargelegt, was die deutsche Ansicht wirklich gewesen ist, und ich habe keinen Kommentar dazu zu geben

und keine Kritik daran zu üben. Meine Erzählung beginnt also mit dem 1. Juli. An diesem Tage kam der deutsche Votschaster auf das Auswärtige Amt und machte folgende Mitteilung. — Es folgt das bereits in dem Bericht der Budgetkommission des Deutschen Reichstags wiedergegebene Aide-memoire vom 30. Juni. — Der Panther war, glaube ich, damals auf dem Wege nach Agadir. Aber in der Erläuterung des Votschasters, welche diese Erklärung begleitete, war noch mehr enthalten. Diese Mitteilung war begleitet von einer Erläuterung, die erkennen ließ, daß die deutsche Regierung eine Mißfey zum Statusquo in Marokko als zweifelhaft, wenn nicht als unmöglich betrachtete und daß, was sie ins Auge faßte, eine definitive Lösung der marokkanischen Frage zwischen Deutschland, Frankreich und Spanien war. Die Mitteilung wurde am Sonnabend gemacht, und sie ließ darauf schließen, daß das ins Auge gefaßte wirkliche Ziel eine definitive Lösung der ganzen marokkanischen Frage war. Am folgenden Montag teilte ich dem deutschen Votschaster mit, daß ich mit dem Premierminister gesprochen habe, und daß wir die durch die Entsendung des Panthers nach Agadir geschaffene Situation als so wichtig betrachteten, daß sie in einer Sitzung des Kabinetts erörtert werden mußte. Ich wollte bis zu dieser Kabinettsitzung nichts weiter sagen, aber ich möchte, daß die deutsche Regierung sofort erfahre, daß nach unserer Ansicht die Lage ernst und wichtig sei. Ich sah den deutschen Votschaster am 4. Juli wieder und sagte, ich wolle ihm mitteilen, daß unsere Haltung bezüglich Marokkos keine uninteressierte sein könne. Wir müßten unsre

Vertragsverpflichtungen gegen Frankreich und unsre eigenen Interessen in Marokko in Betracht ziehen. Wir seien der Ansicht, daß durch die Entsendung eines deutschen Kriegsschiffes nach Agadir eine neue Situation geschaffen sei. Die künftigen Entwicklungen könnten vielleicht die britischen Interessen direkter berühren als sie bisher berührt worden seien, und daher könnten wir keine neuen Arrangements anerkennen, zu denen man uns gelangen könnte. Ich machte es ganz klar, daß diese Mitteilung und die von mir gebrauchten Worte genau diejenigen von Seiner Majestät Regierung seien. Nun folgte eine Periode des Schweigens. Der deutsche Votschaster hatte keinen Auftrag, mir irgendeine Bemerkung bezüglich meiner Mitteilung zu machen, und wir erhielten keine Mitteilung von der deutschen Regierung über das, was ihre Wünsche und Ziele seien oder woran sie gedacht habe, als sie von einer definitiven Lösung des marokkanischen Problems sprach.

Das war die wirklich wichtige Frage. Aus andern Kreisen gelangten einige Mitteilungen an uns, die uns besorgen ließen, daß die von Deutschland ins Auge gefaßte „Regelung“ eine Teilung Marokkos sein könnte, und zwar durch Verhandlungen, zu denen man uns nicht hinzuzuziehen beabsichtigte. Es ist natürlich vollständig richtig, daß wir uns in Marokko durch das Abkommen mit Frankreich von 1904 politisch desinteressiert hatten, aber beim Abschluß dieses Abkommens hatte die frühere britische Regierung gewisse wirtschaftliche und strategische Bedingungen stipuliert. Diese hätten durch eine neue Regelung bezüglich Marokkos gestört werden können, und das war der Grund, warum wir uns über das beunruhigten, was geschehen könnte. Der britische Votschaster in Berlin hatte am 12. Juli Gelegenheit, den deutschen Staatssekretär des Auswärtigen Amtes über einige weniger wichtige Fragen zu sprechen, und ergriff die Gelegenheit, zu sagen, daß einmal von einer Unterhaltung zu Dreien zwischen Deutschland, Frankreich und Spanien gesprochen worden sei, woraus zu schließen wäre, daß wir davon ausgeschlossen wer-

Arbeiter! Gedenkt der kämpfenden Tabakarbeiter!

Feuilleton.

Patriarch Mahnke.

Roman von Ottomar Enting

32] Nachdruck verboten.

Draußen in der dämmerigen Stadt tappte die graufige Kunde mit ihren plumpen Füßen von Haus zu Haus, riß die Pforten auf und brüllte hohl hinein: wist ihr was Neues? Rudolf Mahnke, von Mahnke in der Papenstraße, hat sich erschossen. Tot. Erschossen.

Da liefen die Leute auf die Straßen, und immer zitterte es ihnen von den Lippen: erschossen. Tot. Schulden. Nicht Kaufmann werden. Der Alte erst zu schwach und dann zu hart.

Die ganze Stadt und die Luft über ihr war voll von dem Entsehligen. Alle wühlten in Mahnkes Familie herum, bis weit vor die Zeit, da Rudolf geboren war.

Erschossen. Tot. Mußte so kommen. Taugte nichts. Wie traurig!

Dann drängte es sich zur Papenstraße und kam schon näher und näher von beiden Seiten zum Laden heran. Gegenüber dem Giebelhause aber sah man in den Häusern hinter den Vorhängen, die ganz oben zurückgezogen wurden, große Augen. Alle wären gern in den Laden hinein-

gegangen und hätten etwas gekauft, und dabei Näheres erfahren, aber das wagten sie doch nicht. Das sah zu dringlich aus, das konnte den alten Mahnke verletzen.

Nachdem die erste Neugier verbraucht war, fühlten sie Mitleid mit dem Vater und Rudolf und Ernst und Charlotten. Sie standen vor dem Hause, und ihnen war, als sei ein Dunst da drum herum, als schwebte ein dunkelbläulicher erstickender Nebel oben vor dem Giebelhause, wo das Furchterliche ja wohl geschehen war. Kam der Dunst vom Revolverknall? Hörte man noch den Knall? Es war ihnen so.

Ob man nicht Mahnke zu sehen bekam? Sieh! Da ging August Schlegel ins Haus. Nun wollten sie warten, bis er wieder herauskäme. Der war da befreundet. Der bekam alles zu wissen. Der würde ihnen Genaueres sagen.

Der Laden war auf. Meier hantierte planlos zwischen den Fässern und den Schubladen und den Kästen herum. Aber es waren auch, als die Zeit weiter vorrückte, nur ein paar Kunden da, die sogleich, wenn sie ihr bißchen Ware hatten, kehrt machten und nach nichts fragten, weil sie Elfen auf dem Flur sahen. Höchstens hatte der eine oder andre den Mut, zu flüstern:

„Wirklich?“

Meier nickte und ließ seine Tränen auf die Gewichte und in den Zucker rinnen, den er abwog.

August Schlegel trat heraus auf die Straße. Er war blaß und ernst, und sein sonst freundliches Auge war umdüstert. Man umdrängte ihn, er aber schwiege still. Endlich sagte er:

„Nein, Kinder. Das Elend ist zu groß. Darüber kann man nicht sprechen.“

Er wand sich durch die Menge und besorgte für seinen Freund, was für ein Begräbnis zu besorgen ist. Nirgends aber ließ er sich über das Geschehene aus. So tief hatte ihn das Leid seines alten Freundes erfaßt.

An Ernst hatte Mahnke keine Stütze. Elise wartete noch immer, daß jetzt, in der schlimmen Zeit, sein priesterlicher Beruf ihn tragen sollte, daß er zeigen möge, wie ihm trotz aller durchgemachten Zweifel die Heilswahrheit in Fleisch und Blut übergegangen sei. Aber nichts dergleichen ereignete sich. Er streckte hilflos die Hände zu Elisen aus und stammelte immer:

„Wie ist es möglich, daß ein Mensch so weit kommen kann! Wie ist es nur denkbar! Gott im Himmel, unser armer Vater! Und daß Rudolf uns das antun mochte. Nein, solche Sünde!“

Er hat auch schon patriarchalische Anwandlungen, mußte Elise denken. Nein, das war nicht der Mensch, aus dem sie hätte einen Mann machen können. Sie wurde mit dem Bedauern, das sie ehemals in sich empfand, weil sie Ernst nicht nahe zu sich kommen lassen durfte, jetzt sehr rasch fertig.

Charlotte wurde aus Feldbed gerufen. Sie kam mit Hermann, schlich sich an die Leiche, kauerte bei ihr zusammen und dachte: Du hast es gut, Rudolf!

Sie küßte ihren Vater mit den schmalen, jähmerlich verzogenen Lippen, und ihr Kuß war kalt. Sie hatte eine stumpfe Gleichgültigkeit, ihre Tränen flossen leicht und